

DICHT, VERNETZT, KOOPERATIV

Die Stadt der Zukunft braucht keinen Verkehr, sondern selbstverantwortliche und multifunktionelle Nachbarschaften, sagt der Zürcher Schriftsteller und Urbanist P.M.

von Peter Surber

«SAITEN»: P.M., was ist schlecht an der heutigen Stadt?

PM: Dass sie keine Stadt ist. Die meisten Funktionen sind auseinandergerissen, man wohnt und man arbeitet separat, es gibt eine Shoppingzone, die in erster Linie für die Bevölkerung aus der Agglo da ist, Dienstleistungen und Verwaltung sind im Zentrum, die Aussenquartiere sind bloss zum Wohnen.

Und inwiefern ist das schlecht?

Es entsteht kein urbanes Leben, die Stadt findet nicht statt. Und die Folgen sind gravierend. Erstens ökologisch: Wir verschwenden sehr viel Energie für Transportwege, zur Überwindung von Distanzen, mit all den bekannten Folgen für Verkehr, Umwelt, Ressourcen. Wir haben keine Chance, auf diese Weise die 2000-Watt-Gesellschaft zu erreichen. Und zweitens qualitativ: Das Leben ist weniger bunt. Es gibt in den Wohnquartieren nichts zu tun, keine Produktionsmittel, keine Arbeit. Damit fehlt das wichtigste: Kooperationsmöglichkeiten. Jede und jeder hat eine eigene Bohrmaschine und Kühltruhe, kocht für sich und kauft separat ein, und eine der Folgen ist: Man muss so viel arbeiten, um sich den ganzen Krempel leisten zu können.

Urbanes Leben heisst also: kooperieren.

Das ist der Kern: Leute, die zusammen arbeiten, gemeinsam Ideen und Produkte entwickeln und sich die anfallenden Arbeiten aufteilen. Das ist für mich urbanes Leben. Man trifft Freunde, und es ist doch genug Platz da, um seinen Feinden aus dem Weg zu gehen. Man arbeitet miteinander, kann selbst bestimmen und eigene Lösungen finden. Das ist Lebensqualität. Und es ist nicht zuletzt die Grundlage von Demokratie. Menschen, die man nicht selbst entscheiden lässt, werden rasch zu Opfern von Demagogie. Ohne Urbanität keine Demokratie.

Wie lässt sich dieses Ideal von Kooperation konkret umsetzen?

Man muss sich die Stadt modular denken. Das erste Modul ist die Nachbarschaft, eine Einheit von einigen hundert Leuten ...

... das ist das bolo aus Ihrem Buch «bolo'bolo» von 1983 mit 500 Leuten ...

... ja, aber die genaue Zahl ist unwichtig. Entscheidend ist, dass sich mit dieser Grösse bereits ein bedeutendes Mass an Selbstversorgung realisieren lässt. Diese Nachbarschaft geht eine Kooperation mit Bauern in der Umgebung ein, ihre Bewohner arbeiten im Turnus auf dem Feld, nicht viel, drei bis vier Tage im Jahr. Und kommen so zu ihren eigenen Lebensmitteln. Das läuft bei uns in der allerdings kleineren Genossenschaft Kraftwerk 1 in Kooperation mit ortoloco

schon gut, und das liesse sich in der Stadt St.Gallen mit ihrem nahen bäuerlichen Umfeld umso leichter realisieren. Dabei geht es nicht darum, «lieb» miteinander zu sein. Die Nachbarschaft ist keine Lebensgemeinschaft im sektiererischen Sinn, sondern ein alltagspraktisches Modell.

Dennoch wirkt, was Sie beschreiben, auf den ersten Blick «retro». Vorbild ist der bäuerliche Haushalt.

Ist nachbarschaftliche Selbstversorgung nicht ein Rückschritt in ein vorindustrielles Denken?

Nein, im Gegenteil. Es ist die Überwindung der grossindustriellen Phase, aber technologisch auf dem neusten Stand. Die Stadt der Zukunft ist High-Tech unter ökologischen Gesichtspunkten, Internet und Intranet sind wichtig, es gibt computeroptimierte Kleinbussysteme, die Bauten sind energetisch optimiert. Dazu gehört auch die Entwicklung des zweiten Moduls, der nächstgrösseren Ebene: Zwanzig bis vierzig Nachbarschaften bilden zusammen ein Quartier von 10- bis 20'000 Einwohnern. Auf dem Land entspricht dies einer kleinen Stadt. Dieses Quartier ist dicht bebaut, in ihm liegen noch immer alle Funktionen in Fuss- oder Velodistanz: Schulen, Banken, Kultur, Grossverteiler, Spitzengastronomie. Und in seiner Mitte das Quartierzentrum, in dem die noch nötigen staatlichen Stellen an einem Ort zu finden sind. Die Schweiz lässt sich als Zweckverband mit rund 600 solcher Quartierzentren denken, eine Art staatliche Migros, welche all das bietet, was sinnvollerweise zentral organisiert, industriell hergestellt und auf der Grundlage von Fairtrade gehandelt wird. Nicht alles, was klein ist, ist auch vernünftig – es gibt eine Ökonomie der Grössenordnungen. Gegenpol zu diesen vergleichsweise gemütlichen Quartieren ist das nächste Modul: das pulsierende Stadtzentrum in den sieben Schweizer Metropolen, darunter auch St.Gallen.

Ihr Stadtentwurf setzt auf überschaubare Strukturen, auf «Relokalisierung» – zugleich klingt das Ganze aber sehr zentralistisch.

Der zentrale Staat hat nur noch wenige Funktionen. Gestärkt wird das Quartier als selbstverantwortliche Einheit. Die sieben Grossregionen ihrerseits erfüllen Aufgaben, die nur gemeinsam gelöst werden können, etwa im Verkehrswesen oder in der Spitzenmedizin. Die Kantone verlieren dagegen ihre Funktion, es braucht sie nicht mehr. Das sieht man bereits heute: bei allen wichtigen Fragen müssen sie kantonsübergreifende Zweckverbände schaffen. Kantone sind ein Relikt der Postkutschenzeit.

Womit identifizieren sich dann die Leute? Wo nehmen Sie selber Ihre Identität her – sind Sie ein «Kraftwerker»? Jedenfalls eher als ein Thurgauer, wo ich ursprünglich herkomme. Meine Heimat ist am ehesten die Genossenschafts-

bewegung. In erster Linie wird man sich künftig mit der eigenen Nachbarschaft identifizieren. Und sich von anderen Nachbarschaften abgrenzen. Nachbarschaften bieten eine Vielzahl von Spielarten und damit Identifikationsmöglichkeiten.

Nachbarn haben aber oft auch Streit miteinander. Das gehört dazu: eine Streitkultur. Überhaupt ist die Aufgabe natürlich anspruchsvoll, man muss gemeinsam Lösungen finden, Auseinandersetzungen aushalten. Das will gelernt werden. In den Nachbarschaften wird man mehr Zeit für Kommunikation einsetzen als in den heutigen vereinzelt Wohn- und Arbeitsverhältnissen. Im Moment arbeiten wir im Verein Neustart Schweiz daran, in verschiedenen Städten Modell-Nachbarschaften aufzubauen und so herauszufinden, was funktioniert und was nicht.

Das dauert also noch bis zur Realisierung Ihrer neuen Stadt.

Solche Veränderungen können auch schnell gehen, wie der Fall der Berliner Mauer gezeigt hat. Sollte sich die Krise verschärfen, dann sind neue Ansätze gefragt – in Krisen kommen jeweils rasch autoritäre Lösungen zum Zug, dagegen muss man sich wappnen. Ich bin aber nicht auf eine Katastrophe aus; lieber ist mir, die Dinge unter ruhigen Bedingungen und mit vernünftigen Menschen zusammen zu entwickeln.

Wie sieht die konkrete Politik aus, was ist der erste Schritt? Um Ihr Stichwort «Verdichtung» aufzunehmen: Bauzonen redimensionieren?

Neubauten an der Peripherie sind falsch – es geht um Verdichten in den Quartieren. Aber ich würde anders anfangen. Ich würde die Stadt St.Gallen verpflichten, entstehende Nachbarschaften mit Krediten zu unterstützen – zum Beispiel für ein Nahrungsmitteldepot mit Kühllager. Das kostet nur einige zehntausend Franken und ist eine wichtige Starthilfe. Dazu gibt die Stadt für eine Modell-Nachbarschaft Boden im Baurecht zu günstigen Konditionen ab. Denn die entscheidende Hürde sind heute die hohen Bodenpreise, bei denen kein normaler Mensch mehr bauen oder auch verdichten kann. Es braucht also eine Subventionierung, aber die Nachbarschaft trägt zugleich öffentliche Dienstleistungen mit und entlastet so die Stadt.

Und der Verkehr? St.Gallen streitet um Parkhäuser und Entlastungsstrassen für die Autobahn.

Der Verkehr reduziert sich von selber. Je vernetzter die Kommunikation und je näher die Funktionen, desto weniger Verkehr braucht es, und zwar nicht nur privaten, sondern auch öffentlichen. Sobald in einem Quartier Dienstleistungen fehlen, entsteht Quellverkehr. Es geht also nicht um Verbote, sondern um Veränderungen im Angebot und im Verhalten. Diese kann man politisch unterstützen, mit geschützten Velowegen, mit Adern für den Langsamverkehr. Gerade im langgezogenen St.Gallen ist das durchaus realisierbar. Der Verkehr, den man weniger gut loswird, ist der Arbeits- und Erholungsverkehr. Aber wenn das Quartier ein lebensfähiger Ort mit Arbeitsplätzen und hohem Erholungswert ist, muss der Mensch auch nicht ständig weg.

Arbeiten müssen wir aber weiterhin.

Das Mass an auswärtiger Lohnarbeit – neben der nachbarschaftlichen Hausarbeit – ist davon abhängig, wie viele Güter produziert und konsumiert werden. Da kommen wir allerdings in globale gesellschaftliche Themen hinein, über

P.M. und Neustart Schweiz

1983 erschien «bolo'bolo», der kühne Gesellschaftsentwurf des Zürcher Autors mit dem Pseudonym P.M. Das Kürzel geht auf dessen ersten Roman «Weltgeist Superstar» (1980) zurück und bezieht sich auf die (damals) häufigsten Namens-Initialen Peter/Paul Meier/Müller. Das Buch, das dem Wüten der Planetarischen Arbeitsmaschine PAM ein subversives, selbstverantwortliches Gegenmodell entgegengesetzt, erlebte zahlreiche Übersetzungen und mehrere Neuauflagen – obwohl bereits im Vorwort zur 5. Auflage 1989 die Skepsis des Autors überwog: «Die Idee bolo'bolo hat sich nicht nur als unwirksam erwiesen, es ist alles noch schlimmer gekommen.» Utopien seien nicht mehr gefragt. Aber gleichwohl nötig: «Auf diesem Planeten sind nur zwei grundsätzlich verschiedene Lebensweisen möglich: eine expansive, externe, politische Art zu leben und eine subsistenzorientiert, haushälterische, lebensimmanente.» Letztere ist bis heute P.M.s zentrales Anliegen, und es blieb nicht bei der Theorie. Der Autor war Mitinitiator der Genossenschaft Kraftwerk 1 beim Zürcher Hardturm – heute wird bereits Kraftwerk 4 geplant. Die Kooperation zwischen Stadt und Land wird mit der Genossenschaft ortoloco praktiziert, und seit rund einem Jahr setzt sich der Verein Neustart Schweiz für die Verbreitung der Nachbarschaftsidee ein. Neustart Schweiz hat unter anderem die Broschüre «Nachbarschaften entwickeln» herausgegeben, die Hintergrundinformationen bietet und bis auf Quadratmeter und Kilo präzise berechnet, wie ein kooperatives und haushälterisches Stadtleben realisierbar ist. Im Verlag Nautilus ist eben der jüngste Roman von P.M. erschienen: «Manetti lesen». www.neustartschweiz.ch

die sich nicht so salopp diskutieren lässt und die auch nicht im kleinen Stadtraum gelöst werden können. Es geht um Fragen des Konsums, des Verschleisses, der Energieverschwendung. Sie lassen sich technisch mit ökologischem Re-Engineering angehen. Und zwischenmenschlich mit kooperativen Nachbarschaften – ohne dass wir damit Einbussen bei unserem Lebensstandard hinnehmen müssen, im Gegenteil.

Doch es bleiben die globalen Probleme...

Wenn sich die Welt verändern soll, dann muss das von den USA ausgehen, die den globalen Kapitalismus verkörpern. Mit solchen Massstäben gemessen, sind Veränderungen in der Schweiz, wie wir sie hier diskutieren, natürlich unbedeutend, quasi Übungen am Rand des Spielplatzes. Aber man soll sie trotzdem machen.

Peter Surber, 1957,
ist Redaktor bei «Saiten»